

Ganz schön frech

Mein Sporterlebnis des Jahres:
Mit Silvan Zurbriggen bei der Ski-WM in St. Moritz

Eigentlich waren sie so gut wie vorbei, die Ski-Weltmeisterschaften im eigenen Land. 1200 Voluntaris hatten mit ihrem unentgeltlichen Einsatz und ihrer stets aufgestellten Art für eine fröhliche Stimmung gesorgt, dank fast durchgehend herrlichem Wetter hatte sich das Engadin in der ganzen Welt von der schönsten Seite präsentieren können und der anfängliche Frust wegen fehlender Medaillen war durch Kerzen, Rey-Bellet und Oester vertrieben worden – wie angenehm bescheiden die einstige Ski-Grossmacht Schweiz doch geworden ist. Da war «nur» noch der Herrenslalom. Mit einem tollen zweiten Lauf hatte Senkrechtstarter Silvan Zurbriggen in Kitzbühel angedeutet, zu was er fähig ist, aber eine Medaille? Nein, das lag bei einer realistischen Einschätzung nicht drin, nicht mit Startnummer 25, das war ein Traum. An dieser Einschätzung änderte auch die «Warnung» des

Kollegen vom «Nouvelliste» nichts. «Du wirst viel Arbeit haben am Sonntag», hatte er mir am Freitag an der Pressekonferenz des Slalomteams zuflüstert und dabei vielsagend auf Silvan gezeigt. Den ersten Lauf «genoss» ich im Kreis des Fan-Clubs. Silvans Leistung löste Anerkennung aus, aber (noch) keine Nervosität. Mit der Startnummer 25 nur 72 Hundertstel auf den Führenden zu verlieren, war zwar eine Leistung der Extraklasse, aber er lag halt immer noch eine halbe Sekunde hinter den Medaillenrängen und unter normalen Umständen ist das nicht aufzuholen. Doch es kam bekanntlich anders. Was mich am meisten beeindruckte: Diese Abgeklärtheit. Eigentlich gibt es an einer WM ja nur Top oder Flop. Doch Zurbriggen fuhr nicht blind drauf los, sondern erteilte den Routiniers eine wahre Lektion. Im Steilhang nahm er geschickt etwas Gas weg, um sich dann gegen das Ziel hin in

einen wahren Rausch zu steigern. Mit einer Entschlossenheit im Gesicht als wolle er die Stangen förmlich verschlingen und dazu dieses Gefühl in den Beinen. «Der fährt so weich und rund», zollte gar Weltmeister Kostelic uneingeschränktes Lob. Zurbriggen fuhr im Ziel «Ehrenrunden» im Wissen, Aussergewöhnliches geleistet zu haben. 55 Hundertstel lag er vor dem grossen Bode Miller und spätestens jetzt war auch mir klar: Da liegt was drin. Warten, bangen, hoffen und am Schluss gar verstohlen eine Freudenträne abwischen: Das Unglaubliche wird wahr – Silvan Zurbriggen holt die Silbermedaille. Eine Ahnung muss ich im Voraus doch gehabt haben. Die Buchung des Hotelzimmers, anfänglich nur bis Sonntag vorgenommen, hatte ich am Samstag vorsorglich um einen Tag verlängert. Man weiss ja nie.

Alban Albrecht



Silvan Zurbriggen geniesst den Moment: Das Unglaubliche möglich gemacht.

Foto Keystone



Der Jubel nach dem Husarenstreich oder – das verrückteste Spiel vom 21. März.

Foto wb

Ganz plötzlich

Mein Sporterlebnis des Jahres: Der magische Moment des EHC Visp gegen Basel

Eigentlich war schon alles gelaufen. Und der Bericht im Lap-top. Der 21. März wars. Ein Freitag. Es sollte der letzte Eishockey-Auftritt des EHC Visp sein. Der Gegner wollte es so. Der EHC Basel, personell und finanziell auf NLA getrimmt, hatte den Champagner im Kühlschrank, den Korken griffbereit. Führte 4:1 und rüstete sich für die Aufstiegsfeier. Und dann war er da. Ganz plötzlich. Der Moment, der die Litternahlle zum Tollhaus werden liess. 4167 Zuschauer wurden Zeugen einer Wende, die sich abseits jeder sportlichen Logik bewegte. Das 2:4 in der 44. Minute. Na ja, so sieht es wenigstens besser aus. Das 3:4 elf Minuten vor

Schluss, ja geht denn da noch was? Dann das 4:4, die Ereignisse überschlugen sich. Die Rohfassung des Matchberichts ab ins technologische Nirwana, eine neue Geschichte begann. Die des EHC Visp, der Glaube und Wille vom Kopf und Herz in die Beine und Hände fliessen liess, auch noch das 5:4 erzielte und es einem schwer machte, Beobachter zu bleiben und nicht Fan zu sein. Szenen der Begeisterung, ein Enthusiasmus zum Greifen. Und mittendrin eine Mannschaft, die innert Minuten schnelle von ganz unten nach ganz oben kam. Unvergesslich, dramatisch, schön. Eben Emotionen, die bleiben.

Hans-Peter Berchtold

Ganz unten, ganz oben

Mein Sporterlebnis des Jahres:
Mit Beny Furrer in Amerika

Stellen Sie sich vor, sie müssten in 24 Stunden 30 Teller Spaghetti essen. Schluckte ein Normalbürger diese rund 15 000 Kalorien tagelang runter, er würde gegen zehn Kilogramm an Gewicht zulegen. Für einen Extremradfahrer am Race across America (RAAM) hingegen ist das während zehn Tagen genau die richtige Flüssigportion. Ist das RAAM Wahnsinn? Ich hatte das Glück, drei Wochen lang am härtesten Radrennen der Welt hautnah dabei zu sein. Als Redaktor, als Betreuer, als Übersetzer, als Navigator, als Muntermacher, als ein bisschen alles. Wer in San Diego an den Start geht, hat nur ein einziges unverrückbares Ziel: Er will spätestens nach 12 Tagen in Atlantic City, zwei Autostunden südlich von New York, ankommen. Egal wie, egal unter welchen Umständen. Das war Beny Furrers Lebensziel. Nichts konnte den 40-jährigen Stalder davon abhalten, niemand vermochte seine Kreise zu stören. Es gibt Leute, die schimpfen ihn einen Gestörten auf einem Egotrip. Doch Furrer meint: «Das kann und

muss ein Aussenstehender nicht begreifen, mein Lebenslauf diktierte mir das.» Von Westen nach Osten, vom Pazifik an den Atlantik, das sind 4600 km gegen teils steile Bergflanken in den Rocky Mountains und flimmernde Hitze in Kaliforniens Wüste, gegen peitschenden Wind in den nie enden wollenden Ebenen von Oklahoma und gegen sich selbst. Strampeln und immer wieder strampeln, Tag und Nacht, so weit, wie die Beine einen tragen, 21 Stunden Plackerei, drei Stunden Ruhezeit, rund um die Uhr, kein Anfang, kein Ende, zeitlos irgendwie, entrückt. Es ist Dienstag, der 24. Juni. 3700 km hinter, 900 noch vor uns. Vor einem Kaff namens Circleville brennt die Sonne unerbittlich auf den kilometerlangen frisch geteerten Strassenabschnitt und Furrer wünscht sich, sie würde am fernen Horizont wegtauchen und nie mehr aufgehen, er ist am Ende seiner Kräfte, will nicht mehr. Eigentlich ist er am Ausrollen, hat aufgegeben. Dann steigt sein Bruder Mario aus dem Begleitfahrzeug und tritt sieben unendliche Ki-

lometer neben Beny her. Sonst niemand, zwei Brüder gegen den Rest der Welt. In Ohio scheint das Ende ihres verbissenen Traums gekommen zu sein. Sie graben ihre tiefsten Geheimnisse aus, sie befreien sich von Geschichten aus ihrem Leben, sie weinen, sie muntern sich auf, sie trösten sich. Die Sonne brennt immer noch, womöglich kommen sie sich in diesen Stunden sogar so nahe wie nie zuvor. So schleppen sie sich bis zur nächsten Pause. Am Freitag, dem 27. Juni, kommt Beny in Atlantic City an. Nach elf Tagen, 23 Stunden und 47 Minuten. Ganz oben. Er weiss: «Ich werde mein Leben lang von diesem Moment zehren.» Ohne den Laufeinsatz seines Bruders hätte er Atlantic City nicht gesehen. Beny wäre nicht mehr nach Hause gekommen. So ist er halt. Er wäre ein Jahr lang in den Staaten geblieben. Er hätte trainiert und trainiert für das nächste Race across America. Das RAAM ist Wahnsinn! Seine Teilnehmer auch.

Roman Lareida



Furrer (in Kaliforniens Wüste): «Ich werde ein Leben lang von diesem Moment zehren.»

Foto wb